

EVA FÜRST
Bluttänzer

Buch

Rechtsmedizinerin Maja Heuberger wird an den Schauplatz eines rätselhaften Verbrechens gerufen: In Schwarzenberg, einem kleinen Ort im Erzgebirge, haben Einheimische auf dem Marktplatz eine Leiche gefunden. Der Körper der Toten ist in einer bizarren Kreuzigungspose in aufrechter Position mit Stricken an einer Linde angebracht worden, die Arme sind zu beiden Seiten ausgestreckt, Hände und Füße wurden mit Sattlernägeln an das Holz genagelt. Als Maja am Tatort ankommt, muss sie feststellen, dass außer der grotesken Position der Leiche auch sonst vieles anders ist als bei ihren üblichen Fällen. Und als sie sich endlich die kranke Phantasie des Mörders erschließt, gerät sie durch ihre Nachforschungen selbst in Lebensgefahr ...

Autorin

Eva Fürst ist im Erzgebirge aufgewachsen und auch heute noch ihrer Heimat treu. Sie lebt und arbeitet in Sachsen als Redakteurin, Autorin, Lektorin und Leiterin von Schreibwerkstätten. Die passionierte Literaturliebhaberin verehrt Erich Kästner, Roald Dahl, Gert Prokop, John Ronald Reuel Tolkien, Mario Vargas Llosa, Waltraud Lewin und Einar Turkowski. Zurzeit schreibt sie an ihrem nächsten Psychothriller.

EVA FÜRST

BLUTTÄNZER

PSYCHOTHRILLER

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2014 by Blanvalet Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung eines Motivs von Shutterstock.com

Redaktion: Eva Seifert

Herstellung: sam

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38243-9

www.blanvalet.de

Wolfskinder sind Kinder, die aufgrund zeitweiliger kürzer oder länger dauernder Isolation ein verändertes Verhalten ausbilden.

Wolfskinder haben entweder allein oder unter Tieren in der Wildnis gelebt oder wurden von anderen Menschen eingesperrt, isoliert und misshandelt. Man kennt drei Arten von Wolfskindern: »Wilde Kinder«, welche von Tieren »adoptiert« worden sein sollen; »isolierte Kinder«, die allein und ohne Kontakt zu anderen Menschen in der Wildnis lebten und »eingesperrte Kinder«, welche isoliert von der Außenwelt in meist finsternen Räumen wie Ställen oder Kellern eingeschlossen wurden.

Aus vergangenen Jahrhunderten sind etwa 50 Fälle solcher Wolfskinder belegt, darunter Victor von Aveyron, Kaspar Hauser, die indischen Mädchen Kamala und Amala oder die tschechischen Koluchová-Zwillinge Andrei und Vanya.

1

Tommy schrie.

Kein Ton kam aus seinem aufgerissenen Mund. Es war totenstill. Totenstill und friedhofsschwarz.

Der lautlose Schrei verhallte, brach sich an den steinernen Wänden, kehrte zurück und bohrte sich in seinen Kopf. Ein fast unhörbares Kratzen ließ ihn erstarren, und er presste die Lippen hastig wieder zusammen. Im gleichen Moment durchfuhr ein unkontrolliertes Beben den kleinen Körper, während der schnappende Widerhall des sich schließenden Mundes überlaut durch den Raum trieb.

Er durfte keine Geräusche machen. Und schon gar nicht durfte er den Mund offen lassen. Etwas würde erwachen. Die namenlose Gefahr würde durch die Dunkelheit zu ihm schleichen oder sich von der Decke herablassen, um sich seiner zu bemächtigen.

Sein gesamter Unterkiefer brannte von der minutenlangen Anspannung. Tommy wusste, dass die Dämonen der Finsternis Körperöffnungen nutzten, um in die Menschen einzudringen.

Einmal, als Mutter und Vater das Kind unter dem Tisch vergessen zu haben schienen und beide vor dem Fernseher eingeschlafen waren – der Vater schnarchend, mit zur Seite gekipptem Kopf, die Mutter anmutig in die Sofaecke drapiert –, da hatte der kleine Tommy es in einem Film gesehen. Ein Wesen mit glühenden Augen, das sich schwarzem

Nebel gleich winden und umherschweben konnte, war zu einem schlafenden Kind gekrochen, hatte sich durch den offenen Mund gedrängt, um schließlich ganz in dem Jungen zu verschwinden. Nur Sekunden später war das Kind erwacht, hatte fürchterlich zu schreien begonnen, die Augen waren ihm aus den Höhlen getreten, und gleich darauf platzte die Haut über der Stirn auf und gab ein Gewimmel winziger dunkelroter Spinnen frei. Daraufhin hatte auch Tommy zu schreien begonnen, Mutter und Vater waren fast gleichzeitig erwacht, Mutter hatte ihm mit dem Absatz ihres Pantoffels einen heftigen Tritt versetzt, um ihn dann unter dem Tisch hervorzuzerren und ihm die Handfläche ins Gesicht zu klatschen.

Das Ganze war lange her, und Tommys Gedächtnis hatte nicht gespeichert, wann sich diese Szene abgespielt hatte; nur, dass es *vor* Grit gewesen war.

Woran sich Tommy aber nur zu gut erinnerte, war, dass er sich in den Monaten und Jahren darauf den Nebeldämon schmerzhaft *hierher* gewünscht hatte, damit das Ungetüm des Nachts in Vater und Mutter eindringen und sie mit seinen kleinen scharfen Zähnen von innen auffressen konnte; aber ihm fehlte die Fähigkeit, es herbeirufen zu können.

Eine Träne löste sich aus seinem Augenwinkel und rollte heiß über die Wange in Richtung Kinn. Im Innern seines Körpers war im Gegensatz zur Umgebung noch Wärme. Tommy schob die Hände unter die Achseln und presste die verschlungenen Arme an seine magere Brust.

Es war überlebenswichtig, den Nachtmahren keine Einschlußmöglichkeiten zu bieten. Obwohl er sich, wenn er hier war, immer bemühte, das Gesicht zu bedecken und den Mund fest geschlossen zu halten, musste sich dieser vorhin wie von selbst im Schlaf geöffnet haben, um einen Schrei herauszulassen.

Tommy wusste, dass seine Angst vor den Geschöpfen der Finsternis kein Hirngespinnst war. Er war schließlich nicht zum ersten Mal hier. Das Schlimmste waren nicht die Kälte oder der von Stunde zu Stunde quälender werdende Durst. Das Schlimmste waren die Geräusche. Das Rascheln, Surren, Schwirren. Das leise Trippeln winziger Füße. Das Schaben aus der Wand neben ihm.

Manchmal, wenn er in einen unruhigen und traumleeren Schlaf gefallen war, weckten ihn feine Berührungen. Hauchzarte Fädchen, die über seine Arme tasteten, oder ein feines Kribbeln, das über sein Gesicht glitt. Und dann presste sich Tommy die Faust in den Mund, um nicht lauthals loszuschreien. Und natürlich, um seine Schwester nicht zu wecken.

Erst jetzt fiel ihm Grit wieder ein, und er schämte sich, dass er eine scheinbare Ewigkeit lang nicht an seine Schwester gedacht hatte. Sie war noch so winzig und brauchte ihn die ganze Zeit. Er war der Einzige, der sie behütete und ihr Wärme zu geben versuchte.

Vom ersten Tag an hatte er sie geliebt. Schon, als sie noch ein Baby gewesen war, als die Mutter sie mit nach Hause gebracht hatte, eingewickelt wie eine Puppe, das runzlige Gesichtchen mit den großen wasserblauen Augen ängstlich dreinschauend.

Er war derjenige gewesen, dem Grit ihr erstes Lächeln geschenkt hatte, er hatte ihr das erste glucksende Lachen entlockt. Und er war es auch, der ihr die Tränen aus dem kleinen Puppengesicht wischte und die roten Stellen mit Salbe einrieb, wenn die Mutter wieder einmal zu heftig zugeschlagen hatte.

Er schaukelte sie und summt ihr Lieder vor. Er war ihr Beschützer.

Tommy löste die verschränkten Arme. Seine Finger waren jetzt etwas wärmer als vorhin. Grit sollte sich nicht vor der Kälte seiner Hand erschrecken. Von den Nachtmahren wusste sie noch nichts, und er wollte, dass das noch eine Weile so blieb. Es reichte schon, wenn ihr Beschützer sich fürchtete. Zum Glück besaß Grit die Gabe, schnell einzuschlafen, und sie schlief auch längere Zeit durch. Wenn sie hier waren, wiegte er sie zuerst immer sanft und lauschte dabei ihrem ruhiger werdendem Atem. Erst, wenn er seine Arme schon fast nicht mehr spürte, legte er sie vorsichtig neben sich und deckte sie mit seinem Pullover zu. Und dann schlief sie. Lange, tief und fest. Während Tommy über sie wachte und die Dämonen fernhielt.

Tommy hatte keine Ahnung, zum wievielten Mal man ihn und Grit hier eingesperrt hatte. Die Tage und Wochen waren zu ähnlich, Abwechslungen gab es selten. Nur eines war sicher: Dass es jedes Mal gleich begann ...

Mutter war wegen irgendetwas wütend. Tommy wusste nie, was er falsch gemacht hatte, was es gewesen war, das sie so aufgebracht hatte, und auch sein Vater schien es nicht zu wissen. Bis auf wenige Ausnahmen war Mutter eigentlich *immer* wütend. Vorhersehen konnte man die Ausbrüche nicht. Von einer Minute auf die andere brach das Unwetter los und fegte alles und jeden hinweg.

Dann schrie und tobte sie, trat nach ihm, zerrte ihn an den Haaren und schlug ihm mit der Handfläche so ins Gesicht, dass ihre zahlreichen Ringe ihn auch richtig trafen, wobei sie mit einer Hand seine Arme festhielt, damit er sich nicht wehren konnte. Der Vater war dabei entweder nicht daheim oder stand hilflos daneben, um sich schließlich abzuwenden und hinauszugehen. Später war er ganz verschwunden und nie wieder aufgetaucht.

Irgendwann stieß Mutter Tommy schließlich zu Boden

oder gegen eine Wand, wobei sie Verwünschungen und Flüche über das »nutzlose Balg« ausstieß. Das Ganze endete damit, dass sie ihn packte und hinauszerzte, weil sie seinen Anblick »nicht mehr ertrug«.

Tommy konnte ihre Wut dabei körperlich spüren. Sie flackerte und loderte aus dem verzerrten Gesicht hervor und übertrug sich auf ihre Finger, die sich um sein Handgelenk krallten.

Mutter schleifte ihn über den Hof, an den verfallenen Kaninchenställen vorbei zum Pferdestall, dessen Oberboden früher zur Lagerung von Heu und Stroh benutzt worden war.

Sie trieb ihn die schmale Stiege nach oben und warf die Tür hinter ihm ins Schloss. Das Letzte, was er hörte, waren das rostige Knirschen des Schlüssels und ihr hämisches »Sieh zu, dass du dich beruhigst!«, gefolgt von ihren sich schnell entfernenden Schritten.

Als Grit hinzugekommen war, hatten sich die Anfälle kurzzeitig abgeschwächt. Irgendwann, als seine Schwester gerade die ersten tapsigen Schritte gemacht hatte, waren sie von einem Tag auf den anderen wiedergekehrt. Nur, dass die Mutter ihre Tobsucht diesmal auf zwei Kinder verteilte. Zwar versuchte Tommy, ihren wiedergekehrten Zorn komplett auf sich zu lenken, sie auf *sich* aufmerksam zu machen, konnte es jedoch nicht verhindern, dass auch Grit hin und wieder etwas abbekam. Und natürlich gab es keinen Zweifel daran, dass seine Schwester mit ihm zur »Beruhigung« hier oben eingesperrt werden musste.

Tommy atmete tief ein und wieder aus, um das Flirren in seinem Kopf zu vertreiben. Die kalte Luft schmeckte staubig. Hunger und Durst hatten sich davongemacht, sein Kopf fühlte sich leicht und schwerelos an. Er streckte vor-

sichtig die Beine aus und lauschte dann auf Grits Atem. Heute Nacht schlief sein Schwesterchen besonders ruhig.

Dieses Mal waren sie länger als sonst hier eingesperrt. Die Schwäche in seinen Beinen und das taube Gefühl im Bauch bewiesen es, auch wenn er keine Uhr hatte und nicht wusste, ob es Tag oder Nacht war. Fenster gab es hier drinnen keine. Wozu auch – Heu und Stroh brauchten kein Licht. Von den kurzen Momenten, wenn die Mutter die Tür öffnete oder schloss, wusste Tommy, dass ihr Verlies ein leerer Raum war, dessen Wände aus unverputzten Ziegeln bestanden. Die Reste des Heus aus den Ecken hatte er nach und nach alle an einer Stelle zusammengescharrt, um für sich und Grit ein wärmendes Polster zu schaffen. Ansonsten war der Raum ungefährlich. Nichts, was einem Angst machen konnte. Außer, dass Tommy keine Ahnung hatte, was sich hinter der Holztür am rückwärtigen Ende des Raumes befand. Ganz weit oben über der Zwischendecke aus Brettern befand sich an der Stirnseite ein winziges spinnwebverhangenes Fenster. Man konnte es vom Hof aus sehen. Die Scheibe war eingeschlagen, und niemand hatte es je für nötig gehalten, sie zu reparieren.

Wer garantierte ihm, dass die Dämonen nicht im Dunkeln durch das gezackte Loch schlüpfen und sich anschließend die Tür da hinten lautlos öffneten und sie hereinließen, zu den zarten kleinen Kinderkörpern?

Tommy hörte seine Zähne leise aufeinanderklacken. In seinem Kopf ließ er das vertraute Mantra ertönen. *Bald kommt der Tag zurück. Bald kommen wir wieder ans Licht, können uns aufwärmen und etwas essen.*

Irgendwann kam die Frau zurück, die seine und Grits Mutter war. Sie würde wie aus heiterem Himmel auftauchen und mit ihrem hämischen Gesicht zur Tür hereinschauen, um zu fragen, ob sie sich endlich beruhigt hätten.

Das wusste Tommy ganz sicher. Sie waren schließlich schon oft hier gewesen.

Er rieb noch einmal die Hände aneinander, um sie zu erwärmen, und tastete dann nach Grit, um durch die Berührung ihrer weichen Kleinkindhaut Trost zu suchen.

Er und Grit waren schon oft hier gewesen. Doch diesmal war etwas anders ...

2

Jennifer schaltete den Laptop aus. Auf dem Weg ins Bad ging sie in Gedanken ihren Kleiderschrank durch und sortierte die Klamotten. Ihr pinkfarbenedes Carmen-Shirt zeigte viel Dekolleté, und wenn sie das Bändchen am oberen Rand schön locker schnürte, konnte sie den Stoff wie zufällig über eine Schulter herabrutschen lassen. Das war sehr sexy, wie Roberto ihr früher immer gesagt hatte. Für Anfang Mai war es schon recht warm, und man konnte auch an den Abenden schon ohne Jacke draußen sitzen.

Jennifer zwinkerte sich selbst im Spiegel zu und zog dann mit dem dicken schwarzen Eyeliner eine schwungvolle Linie über den oberen Wimpernkranz. Dunkel umrandete Augen kamen auch immer gut.

Zur Carmen-Bluse würde sie die neue weiße Jeans anziehen. Gut, sie war etwas eng und quetschte den Bauch ziemlich, weil Jennifer, in der Hoffnung abzunehmen, eine Größe kleiner genommen hatte, aber das Shirt hing ja darüber und verdeckte etwaige Speckfalten. Denn spätestens, wenn es zur Sache ging, war es den Typen egal, ob der Hosensbund der Frau, mit der sie gerade herummachten, einschnürte oder nicht.

Jennifer hielt im Tuscheln der Wimpern inne, wedelte drohend mit der Mascarabürste hin und her und ermahnte sich selbst: »Du wolltest doch nicht mehr so denken. Diesmal, liebe Jennifer Breithaupt, diesmal wird nämlich alles anders!« Die Sätze widerhallten von den hellen Fliesen, als

seien sie von einer fremden Frau gekommen, und Jennifer kicherte. Sie musste diese Gedanken an früher verbannen, weil sie jetzt die *neue* Jennifer war. Eine Frau, die wusste, was sie wollte, und sich nicht mehr von irgendwelchen Kerlen einwickeln ließ, die alle nur das eine im Sinn hatten.

Mit streichenden Bewegungen verrieb sie das Rouge. Hier, im grellen Neonlicht, sah sie etwas pickelig und bunt aus, aber bei Mondschein würde das alles ganz natürlich wirken. Und die roten Flecken am Hals, die von der Aufregung kamen, würde er im Dunkeln auch nicht sehen können.

Mit einem Klick erlosch die grelle Lampe, und Jennifer zog die Badezimmertür zu. Ein schneller Blick auf ihr Handy zeigte ihr, dass es kurz nach acht war, bis zum Treffen blieb ihr noch eine knappe Stunde.

Jeans und Bluse über dem Arm musterte Jennifer ihre Unterwäsche in dem mannshohen Spiegelschrank und schüttelte den Kopf. Sehr sexy sah das Beige nicht gerade aus, aber sie hatte es nicht mehr geschafft, sich einen neuen BH zuzulegen. Andererseits sollte es dieses Mal auch nicht gleich beim ersten Rendezvous dazu kommen, dass er ihre Wäsche zu Gesicht bekam. Die neue Jennifer hatte sich vorgenommen, sich nicht mehr so leicht herumkriegen zu lassen. »Du musst dich rar machen«, hatte ihre Freundin Malou gesagt, »das macht die Kerle ganz wuschig. Bloß nicht zu schnell nachgeben. Lass sie zappeln.«

Jennifer zog den Reißverschluss zu, ließ die Bluse über den Hosenbund rutschen und checkte ihr Outfit. Sah doch gar nicht so übel aus.

Zu guter Letzt fehlte noch der Duft zum Date. Sie schüttelte den Flakon und sprühte sich reichlich mit dem neuen Parfüm von Britney Spears ein. Es war teuer gewesen, und sie verwendete es sparsam. Aber für heute Abend musste es schon das Beste vom Besten sein.

Und jetzt würde sich die neue Jennifer einen Wodka-Cola gönnen. Nur einen selbstverständlich, nur um ihre Aufregung zu dämpfen. Wodka-Cola hinterließ keinen Alkoholgeruch. Sie marschierte in die Küche, starrte kurz auf die Eistee-Kartons im Kühlschrank und fand die Coladosen dann oben hinter der Bärchen-Wurst.

Die Kohlensäure prickelte an ihrem Gaumen, und Jennifer unterdrückte ein Niesen, bevor sie einen weiteren tiefen Schluck nahm. Ihr war nach einer Zigarette zumute, aber *das* würde er mit Sicherheit riechen, und da sie in ihrem Profil »Nichtraucher« angegeben hatte, konnte sie nun schlecht ankommen und nach Qualm stinken.

Obwohl noch Zeit war, beschloss Jennifer, sich auf den Weg zu machen. War sie eben etwas eher da. Dann konnte sie auch mental runterkommen, ehe er erschien, und würde ganz relaxed wirken.

Die Verwunderung darüber, dass sie sich gerade auf dieser abgelegenen Bank am Waldrand treffen würden, war längst der Vorfreude gewichen. Im Frühjahr konnte es in der Natur sehr romantisch sein, und er *war* ein Romantiker, das hatte sie schon nach den ersten Chats mit ihm erkannt.

Jennifer stellte das Glas ab und spürte, wie sich ihr Atem erneut beschleunigte. Wie er wohl küsste? Ein Schauer überlief sie, und sie beschloss, eins ihrer Tücher mitzunehmen. Wenn es zu kühl wurde, konnte sie es sich um die Schultern legen. Oder er borgte ihr seine Jacke. Das machten Kavaliere so. Jennifer hatte noch nie einen echten Kavalier kennengelernt, aber in den Filmen, die sie gesehen hatte, lief das so ab. Die Frau an seiner Seite fröstelte, und er zögerte nicht, sie zu wärmen. Sie konnte es förmlich vor sich sehen: Wie sie dort auf dieser Bank saßen und ins Tal schauten, über ihnen der gelbe Mond; er hatte einen Arm um

sie gelegt, und seine Finger strichen sanft über ihre nackte Schulter.

Jennifer fühlte ihre Mundwinkel nach oben gleiten, während sie die Turnschuhe zuband. Die hochhackigen Pumps würde sie erst kurz vor dem Ziel anziehen. Man musste ja nicht unnötig leiden und womöglich käme noch einer von den Nachbarn auf dumme Gedanken, wenn er sie die Straße entlangstöckeln sah.

Ein letzter Blick auf ihr Handy, ehe sie es auf Stumm schaltete. Ihre Mutter hatte es drauf, am Wochenende abends mehrfach anzurufen. Wahrscheinlich um die Tochter zu kontrollieren. Das fehlte noch, dass mitten im ersten Kuss dieses blöde Telefon klingelte! *Wir wollen uns doch unserer Date nicht durch irgendwelche bescheuerten Anrufe versauen lassen!* Jennifer kicherte ihr Kleinmädchen-Lachen und machte sich auf den Weg.

3

Tommy streckte den Arm nach Grit aus. Als die Finger den kleinen Körper ertastet hatten, ließ er die Hand wie einen zarten flaumigen Vogel auf dem winzigen Bauch landen. Zuerst spürte er die kratzige Wolle seines Pullovers, mit dem er die Schwester als Ersatz für die fehlende Decke umhüllt hatte. Er sandte seine Gedanken bis in die weichen Ovale der Fingerspitzen und wartete auf die Rückmeldung ihrer Empfindungen.

Grit schlief tief und fest. Sie schlief schon endlos so. Stunden um Stunden, und Tommy war froh darüber. So musste sich die Kleine nicht mit Hunger, Durst und Ängsten quälen, konnte im Traumland umherstolpern und sich von der Sommersonne wärmen lassen. Fast vermeinte er, ihr glückliches Lachen zu hören.

Dass sich die Brust seiner kleinen Schwester nicht hob und senkte, schrieb er zuerst ihrem tiefen Schlaf zu. Ihr Atmen war meist kaum zu spüren, so seidig und geräuschlos strich die Luft in sie hinein und wieder heraus. Dieses Mal jedoch fühlten seine Fingerspitzen nichts. Kein feines Heben und Senken, keinen noch so unmerklichen Hauch.

Noch hatte sich die schreckliche Erkenntnis nicht Bahn gebrochen, noch glitt seine Hand suchend zu ihrem Gesicht, strich über den weichen Hals nach oben, legte sich vorsichtig auf die samtige Wange. Erst, als die Finger die Kühle ihrer Haut wahrnahmen, diese unsägliche Kälte; als die Hand begann, das kleine Gesicht zu tätscheln, und

Grits Kopf zur Seite rollte, erst als Tommy den halboffenen Mund mit den eisigen Lippen ertastete, schlug die Wahrheit wie ein Meteorit in seinem Kopf ein. Grit würde nie wieder sanft neben ihm atmen, nie mehr würde ihr glucksendes Lachen seine Scherze begleiten. Grit, seine kleine Schwester, das geliebte Püppchen, war gegangen. Sie hatte ihn heimlich im Schlaf verlassen und würde nie wiederkommen. Er war wieder allein, so wie all die Jahre vor ihr.

Minuten nach dem Meteoriteneinschlag öffnete sich sein Mund zu einem weiteren lautlosen Schrei. Hinter seinen Augen brannten ungeweinte Tränen, ein fester Reif umschnürte seine Brust.

Der schneidende Schmerz ließ Tommy erwachen. So, wie jedes Mal, wenn er von den Aufenthalten auf dem Heuboden und Grit träumte. Er lauschte noch einen Augenblick lang den stummen Schreien nach, ehe er mühsam die verklebten Augen öffnete und sich umsah. Das Nachtlicht tönte den Raum mit einem gelben Schein. Er ließ es immer brennen.

Die Kindheit war viele Jahre her, und doch weckten ihn die grauenvollen Träume fast jede Nacht. Wieder und wieder befand er sich in dem eisigen Verschlag, hörte die Nachtmahre über sich flattern, ertastete Grits weiches Gesicht, fühlte die Kälte ihrer Haut, den geöffneten Mund mit den froststarrten Lippen. Er wusste nicht, wie alt Grit gewesen war. Geburtstage wurden von der Frau, bei der er Kind gewesen war, einfach übergangen. Älter als zwei, zweieinhalb konnte die Schwester aber nicht gewesen sein. Eine Zweijährige die ganze Nacht auf einem ungeheizten Heuboden einzusperren, bloß weil sie sich angeblich »ungezogen« verhalten hatte, war ein Verbrechen.

Tommy griff nach der Colaflasche auf seinem Nachttisch

und trank. Noch immer bevorzugte er Süßes. Der Heißhunger nach Zucker, das stete Verlangen nach Nahrung war ihm über all die Jahre geblieben, auch wenn er heute jederzeit essen und trinken konnte, was ihm beliebte.

Er nahm noch einen Schluck, wälzte ihn im Mund herum, um den bitteren Geschmack zu übertünchen. Der Albtraum endete jedes Mal an der gleichen Stelle. Vielleicht deswegen, weil er sich nur noch undeutlich an das Danach erinnerte. Irgendwann war er dort auf diesem Heuboden eingeschlafen, Grit in seinen Armen, wissend, dass es keinen Sinn mehr hatte, sie zu wärmen; Tränen waren auf seinem Gesicht getrocknet. Es lohnte sich nicht mehr zu kämpfen, wach zu bleiben, der Beschützer wurde nicht mehr gebraucht.

Nur den letzten Gedanken, bevor er in der Hoffnung, nie wieder aufzuwachen, eingeschlafen war, hatte Tommys Gehirn all die Jahre über aufbewahrt: In seinen Träumen würde der Nebeldämon die Mutter bestrafen. Er würde sich heranpirschen, bis es zu spät war, um zu fliehen, Mutter mit seinen rot glühenden Augen betrachten und ihr seinen stinkenden Schwefelatem ins Gesicht hecheln, ehe er von ihrem Körper Besitz ergreifen und sie mit seinen nadelspitzen Reißzähnen bei lebendigem Leib von innen auffraß.

Mit dieser Vorstellung konnte Tommy den Heuboden verlassen und ins süße Traumland gleiten, wo schon Grit rotbäckig und fröhlich kichernd auf ihn wartete.

Tommy trank die Cola aus und schob die Beine aus dem Bett, um pinkeln zu gehen. Er hieß jetzt anders. Niemand wusste um seine Vergangenheit. In seinen Träumen jedoch war er noch immer der Tommy vom Heuboden, sechseinhalf Jahre alt.

4

Den Blick auf den Boden gerichtet, tappte Jennifer vorwärts. Es war dunkler, als sie gedacht hatte, und sie wünschte sich eine Taschenlampe. Oder besser noch – dass der Mond doch noch richtig hervorkam. Sie sah kurz nach oben. Im Moment schimmerte nur ab und zu ein diffuser gelber Schein durch die langsam dahingleitenden Wolken. Mit Mond war so ein Rendezvous doch viel romantischer.

Wenn er mitdachte, brachte er etwas zu trinken mit. Eine Flasche Sekt zum Beispiel, damit sie auf ihr erstes Date anstoßen konnten. Sekt verlieh Jennifer im Gegensatz zu den härteren Drogen ein schwebendes Gefühl. Ihr Kopf fühlte sich dann leicht an, die Gedanken glitten schwerelos dahin. Außerdem machte Sekt sie ziemlich geil.

»Solche Worte wollten wir doch nicht mehr verwenden.« Jennifer lauschte ihrer eigenen Stimme und kicherte dann kurz. Wenn jemand ihre Selbstgespräche hörte, würde derjenige das wohl ziemlich komisch finden. Aber hier war keiner. Nur Bäume und vielleicht ein paar Tiere. Sie nestelte nach ihrem Handy und schaute, wie spät es war.

Noch fast eine halbe Stunde Zeit bis zu ihrer Verabredung. Kaum anzunehmen, dass er schon da war. Genau deshalb hatte sie sich ja so zeitig auf den Weg gemacht – um in Ruhe die Vorfreude genießen zu können.

Wie bestellt wichen die Wolken plötzlich, einem Theatervorhang gleich, beiseite und gaben den Blick auf die große silbrige Mondscheibe frei. Im Zwielflicht konnte Jennifer wei-

ter oben vor den schwarzen Stämmen der Fichten schemenhaft die Umrisse der Bank erkennen, die ihr Ziel war. Ihre Schritte beschleunigten sich wie von selbst, und sie keuchte den Berg hinauf. Oben angekommen, sah sie sich um und ließ sich dann auf die Bretter plumpsen. Sehr bequem war das hier nicht, aber sie hatte ja auch nicht vor, sich gleich hier auf dieser zusammengezimmerten Aussichtsbank von ihm ficken zu lassen. *Sich von ihm vernaschen zu lassen*, berichtete sich Jennifer. Oder besser noch: *sich ihm hinzugeben*. Ja, das klang doch gleich viel eleganter.

Das Blut rauschte in ihren Ohren, während sie aus den Turnschuhen schlüpfte und die Pumps aus dem Beutel nahm. Dunkelrote Püppchenschuhe mit Mörderabsätzen. Sie schlug probenhalber die Beine übereinander und wippte mit dem Fuß. Im Mondlicht wirkte das Rot fast schwarz. Jennifer warf die Tüte mit den Turnschuhen hinter sich und lehnte sich an. Unten im Tal funkelten die Lichter, weit entfernt bellte ein heiserer Hund, dann war es wieder still. Sehr still. Nur ihr eigener Atem durchwebte die heranziehende Nacht. Fast hätte man sich ein wenig fürchten können. Jennifer kicherte wieder und fand, dass es sich nervös anhörte. Von wo würde er kommen? Wie sie selbst aus dem Tal herauf oder von der anderen Seite, die durch den Wald hinüber nach Schwarzenberg führte?

Wie mochte er gerade auf diesen Treffpunkt gekommen sein? Hatte er hier womöglich schon mehrere Verabredungen gehabt? Sie schüttelte den Kopf und checkte die Uhrzeit. Das wollte sie sich dann doch lieber nicht ausmalen.

Ein leiser Hauch war aufgekommen und fächelte süßen Duft nach Maiglöckchen und Flieder heran. Jennifer atmete tief ein, stellte sich vor, wie er neben ihr saß und sie mit Sekt anstieß. Probenhalber ließ sie das Carmen-Shirt von ihrer linken Schulter rutschen.

Sie hatte niemandem von dem Treffen erzählt. Mutter nicht und auch nicht ihren Freundinnen. Zu oft schon hatte sie sich vertan, und irgendein mieser Typ, den sie am Anfang für die große Liebe gehalten hatte, war einfach verschwunden oder hatte sich der Nächsten zugewandt. Obwohl es ihr schwergefallen war, hatte sie sogar Malou gegenüber nicht geplaudert. Niemand sollte Zweifel säen.

Dieses Mal war alles anders. Sie würde ihnen schon noch sagen, dass sie endlich den Richtigen gefunden hatte – demnächst. Zuerst einmal gehörte er ihr ganz allein.

Ein kalter Windzug streifte ihre nackte Schulter, und Jennifer erschauerte. Noch zehn Minuten. Wenn er kam, würde er sofort sehen, dass ihr kalt war und ihr gleich seine Jacke anbieten.

Nicht wie Roberto, Dustin oder ihr letzter Fehlgriff Steve. Denen war es doch glatt egal, ob eine Frau fror oder nicht. Wahrscheinlich merkten diese Proleten es nicht einmal!

Jennifer hielt die Luft an und lauschte. Die Nacht war still, und sie würde es hören, wenn er sich näherte.

Hoffentlich kam er pünktlich. Wenn sich die Typen gleich beim ersten Date verspäteten, war das kein gutes Zeichen. Sie schielte auf ihr Handy. Er hatte noch knapp fünf Minuten. Weitere fünf würde sie ihm zugestehen. Maximal zehn. In ihrem Rücken drückten die kratzigen Holzbretter.

Jennifer hörte ihren eigenen Atem. Überlaut hallte er durch die samtige Finsternis. Viel zu hektisch. Sie musste sich beruhigen. In ihrem Kopf summt es. Über ihr funkeln ein paar Sterne. Die Wolken hatten sich verzogen. Gelb leuchtete der Mond auf die Szenerie herab.

In Jennifers Unterleib breitete sich wohlige Wärme aus. Erneut fragte sie sich, wie er wohl küsste. Und ob er dem Foto ähnelte, das er ihr geschickt hatte.

In den nächsten Tagen würde er sich eine Webcam besorgen, hatte er ihr versprochen. Dann könnten sie sich endlich jeden Tag sehen, auch wenn er auf Montage war. Jennifer unterdrückte ein Seufzen.

Ein leises Rascheln hinter ihr ließ sie für ein paar Sekunden erstarren. Dann drehte sie vorsichtig den Kopf und versuchte, in den Wald zu spähen. Aber die Finsternis war undurchdringlich. *Wahrscheinlich ein Tier*, versuchte Jennifer sich zu beruhigen. Irgendein putziges kleines Häschen oder Eichhörnchen auf der Suche nach Futter. Wieder raschelte es, und gleichzeitig strich ein kühler Luftzug über ihren Hals, als bliese jemand ihr seinen sanften Atem über die Haut. Die feinen Härchen in Jennifers Nacken richteten sich auf.

Kam er etwa durch den Wald? Aber wie war das möglich? Unter dem dichten Dach der Nadelbäume sah man die Hand vor Augen nicht, und die verfilzten Äste machten ein Durchkommen fast unmöglich.

Jetzt hätte sie gern eine geraucht. Einfach nur, um etwas in der Hand zu haben, den würzigen Geschmack zu inhalieren und den leichten Schwindel zu spüren, der sich bei den ersten tiefen Zügen in ihr ausbreitete.

Jennifer sah dem schwarz glänzenden Püppchenschuh beim Wippen zu. Abgelenkt von den Geräuschen, hatte sie ganz vergessen, zur Uhr zu sehen. Kurz nach neun. Die Enttäuschung, dass er nicht pünktlich war, breitete sich wie ein großer dunkler Klumpen in ihrem Bauch aus. Vielleicht stimmte die Uhr nicht. *Mach dir nichts vor. Er kommt zu spät*. Jennifer schluckte trocken. Es würde eine Erklärung geben. Das Ganze konnte einfach kein Irrtum gewesen sein.

All die Gespräche. Jeden Tag hatten sie gechattet. Seit Wochen. Sie hatte es kaum erwarten können, den Rechner

anzumachen und zu sehen, dass er online war. Dieses Kribbeln in ihrem Bauch, wenn sein erster Satz auf dem Bildschirm erschien: »Hallo, Süße!«

Hallo, Süße. Damit hatte es immer begonnen. Danach hatte er sie nach ihrem Tag gefragt, was sie erlebt hatte und was sie am Abend tun würde. *Mit dir chatten*, hatte sie ihm dann geantwortet, und ihr Herz hatte dabei in der Brust geklopft wie ein kleiner Dampfhammer.

Stundenlang ging das so, hin und her, Unwichtiges, belanglose Worte, und doch schien alles mit einer seltsamen Bedeutung aufgeladen. Sie hatte den Haushalt vernachlässigt, um nur für ihn da zu sein. Jennifer seufzte leise und ließ den Blick umherschweifen.

Fünf Minuten noch. Dann machst du dich auf den Heimweg. Wenn er nicht pünktlich sein kann oder will, ist er es nicht wert.

Im Wald raschelte es erneut. Es schien näher zu kommen. Und es klang jetzt auch nach etwas Größerem als einem putzigen Häschen. Hoffentlich war es kein Wildschwein. Wildschweine waren gefährlich, besonders im Frühjahr, wenn sie Junge hatten.

Ihre Nase kribbelte, und Jennifer schniefte. Wie gut, dass sie keinem von ihrem Date erzählt hatte. So würde morgen wenigstens keiner fragen, wie es gewesen war. Auf dem Heimweg musste sie darüber nachdenken, ob dieses Flirtportal wirklich zum Erfolg führte. Sie rieb sich die Nasenspitze. Es wäre ja auch zu schön gewesen. Aber es gab noch genügend andere Typen, und sie war noch jung. Und nun würde sie ihre Turnschuhe wieder anziehen und sich auf den Heimweg machen.

Und dieser Chris konnte bleiben, wo der Pfeffer wächst.

5

Maja Heuberger seufzte leise. Hannah sah bezaubernd aus. Mit dem kurzen zartgrünen Rock und dem altrosa Shirt, das an einer Schulter herabgerutscht war, glich sie ein wenig einem Hippiemädchen, aber das war genau richtig so. Die langen Haare hatten durch die Sommersonne jenen goldblonden Ton angenommen, den sich so viele Frauen teuer beim Friseur erkaufen mussten. Maja spürte, wie sie lächelte. Ihre Tochter war eine Schönheit, und obwohl sie gerade erst achtzehn Jahre alt geworden war, wusste sie bereits ganz genau um ihre Wirkung auf andere.

Caspar hatte den Arm um Hannahs Schultern gelegt. Eine vorwitzige Locke ringelte sich an ihrer Wange vorbei bis auf seine Hand. Es war ein entzückendes Bild. Wie die beiden da so standen, widerspiegelten sie die komplexe Schönheit und Sorglosigkeit junger Menschen, denen die Tore in die Zukunft weit offen stehen.

Hannah Heuberger – ihre einzige Tochter. Das Beste, was Jörg und ihr hatte passieren können. Das perfekte Kind.

Ein leises Läuten mischte sich in Majas glückselige Welt, und sie wollte die Hand heben, um die Störung mit einer wegwerfenden Geste zu beenden, doch die Finger reagierten nicht. Unterdessen verstärkte sich der Ton, entwickelte sich zu einem bohrenden Klingeln, das von einem permanenten Surren begleitet wurde.

Es dauerte schier endlose Sekunden, bis Maja begriff,

was die Geräusche hervorgerufen hatte; und noch bevor ihr schlaftrunkener Arm nach dem Handy auf dem Nachttisch tasten konnte, verfärbte sich das Bild von Hannah und Caspar vor der Fischerbastei in Budapest gelblich, die leuchtenden Farben verloren ihre Brillanz, verblassten und wichen einer graubraunen Unschärfe, bis schließlich das gesamte Motiv in die Ferne glitt und Schwärze Platz machte.

Der Schwärze von Majas nächtlichem Schlafzimmer.

Das Diensthandy schrillte noch immer, laut und fordernd. Maja ließ ihre Finger mit geschlossenen Augen über den Nachttisch gleiten und stöhnte dabei unwillig. Erst, als sie das kühle Gehäuse ertastet hatte, öffnete sie die Lider und blinzelte. Ohne auf das Display zu schauen, nahm sie das Gespräch an. Sie musste nicht nachsehen, wer um diese nachtschlafene Zeit anrief. Es gab nur eine Möglichkeit.

»Heuberger.« Maja kam ihre eigene Stimme fremd vor. Sie klang erschöpft.

»Kommissariat 11. Sie haben Rufbereitschaft.«

»Ja klar. Was sonst. Sonntagnacht, und ich habe Dienst.«

»Es ist zwar schon Morgen, aber alles andere stimmt.« Der Mann am anderen Ende der Leitung lachte meckernd.

»Was gibt es denn?« Allmählich wurde Majas Kopf klarer. Sie hätte sich die Frage sparen können. Wenn Beamte des Kommissariats 11 »Leben/Gesundheit/Mordkommission« einen Rechtsmediziner anriefen, gab es nur einen Grund dafür.

»In Schwarzenberg am Markt wurde eine tote Frau gefunden. Ein Tötungsdelikt ist nicht auszuschließen. Wann können Sie hier sein?«

Maja überschlug die Fahrzeit. »Halbe bis Dreiviertelstunde. *Direkt* am Markt?«

»An der Königseiche, die mitten auf dem Unteren Markt steht. Nicht zu verfehlen.«

»Gibt es etwas, das ich vorab wissen sollte?«

»Lassen Sie sich überraschen, Frau Heuberger. Wir haben mehrere auffällige Besonderheiten. Sie bringen ja wie immer Ihr gesamtes Equipment mit, nicht?«

»Ja sicher. Dann bis gleich.« *Was denn sonst.*

Sie brachte *immer* ihr »gesamtes Equipment« mit. Für wie unprofessionell hielt dieser Typ sie eigentlich? Der Kripobeamte beendete das Gespräch. Am Telefon gaben die Kollegen nie konkrete Einzelheiten preis. Die Anrufe waren nicht verschlüsselt, aus diesem Grund hielten sich die Kripobeamten bedeckt.

Maja setzte sich auf und schwang mit einer einzigen gleitenden Bewegung die Beine aus dem Bett. Hatte der Mann eigentlich seinen Namen genannt? Während sie zum Fenster ging, um es zu schließen, dachte sie darüber nach, was mit »auffälligen Besonderheiten« gemeint sein könnte. Eigentümlichkeiten am Fundort? An der Leiche?

Draußen wurde es schon hell. Die Vögel zwitscherten.

Erst jetzt bemerkte Maja, dass auf ihren Wangen Tränen trockneten. Genauso wie in ihrem Traum eben hatte Hannah auf dem letzten Foto ausgesehen – Majas Augen schmerzten noch immer von den leuchtenden Farben: dem Mintgrün des Rocks, dem brüchigen Rosa des Shirts, dem Gold der Haare. Seit fast vier Jahren kehrte der Traum wieder und wieder, und er endete stets gleich. Mit einem fröhlichen Winken ihrer Tochter, bevor Caspar Hannah einen Kuss auf die Wange drückte.

Der erste gemeinsame Urlaub mit dem Freund. Hannah war voller Vorfreude gewesen, hatte wochenlang organisiert, Sachen ein- und wieder ausgepackt, Reiseführer über Ungarn studiert und ihr und Jörg abends die schönsten Stellen daraus vorgelesen.

Maja betrachtete ihr Gesicht im Spiegel. Die Haut hatte eine graue Tönung, unter den Augen lagen bläuliche Schatten. Das rotblonde Haar stand struppig nach allen Richtungen und ließ sich nur schwer bändigen. Sie hatte eindeutig zu wenig Schlaf abbekommen.

Du bist doch selbst daran schuld.

Neun Rechtsmediziner teilten sich den Rufbereitschaftsdienst. Der Dienstplan wurde immer einen Monat im Voraus erstellt, und jeder trug sich ein, sooft er mochte. Sie stand öfter als die anderen im Plan.

Weil mir die Tätigkeit eben Spaß macht.

In Wirklichkeit willst du doch nur der Realität entfliehen. Dich durch ein Zuviel an Arbeit ablenken. Maja sah, wie ihr Spiegelgesicht verächtlich den Mund verzog, ehe sie das Licht im Bad ausschaltete.

Kurz nachdem sich Hannah und Caspar von einem Touristen vor der Fischerbastei hatten fotografieren lassen, war ihre Tochter bei einem Einkaufsbummel mitten in Budapest verschwunden. Caspar hatte sie überall gesucht, aber Hannah blieb unauffindbar. Auch die Behörden, die Mitarbeiter der Deutschen Botschaft und Maja und Jörg, die noch am selben Abend in Ungarns Hauptstadt angekommen waren, hatten keine Spur von ihr entdeckt. Nicht nach einem Tag; nicht nach einer Woche; nicht nach einem Monat. Bis heute nicht. Im Sommer jährte sich das Verschwinden ihrer Tochter zum dritten Mal.

Caspar war zwei Wochen später nach Deutschland zurückgefahren, und Jörg folgte ihm drei Tage später – die Arbeit könne nicht mehr länger warten, hatte er ihr erklärt. Sie hingegen hatte noch weitere zehn Tage in der Augusthitze zugebracht, verzweifelt auf Anrufer gewartet, die auf ihre Aushänge reagierten, wieder und wieder mit bren-

nenden Füßen alle Boutiquen, in denen Caspar und Hannah zuletzt gewesen waren, abgeklappert und Passanten vom Vörösmarty-Platz die Váci utca hinunter bis hin zur Megyeri-Brücke befragt.

Hannah jedoch – ihre wunderbare, unvergleichliche Tochter – war nie wiedergekehrt. Es gab keinerlei Anhaltspunkte, was mit ihr geschehen war. Nie hatte es ein Lebenszeichen gegeben, in all den vier Jahren keinen noch so winzigen Beweis dafür, dass sie noch lebte.

Aber auch keine Anhaltspunkte, dass sie tot ist. Vergiss das nicht, Maja.

Konrads Worte von gestern Abend hallten in ihrem Kopf wider. Er hatte das schon so oft wiederholt. Wahrscheinlich nervte sie ihn seit Ewigkeiten mit der ewig gleichen Leier, aber er hörte ihr immer aufs Neue zu, wenn der Kummer sie übermannte. Gestern hatte Konrad leider wenig Zeit gehabt. Es hatte geklungen, als sei er gerade »auf Tour« gewesen. Wahrscheinlich wieder mit einem seiner »Kumpel«. Er hatte jedoch versprochen, heute Abend bei ihr vorbeizuschauen.

Mit herabgezogenen Mundwinkeln betrachtete Maja die drei leeren Weinflaschen neben der Spüle. Ihr war gar nicht bewusst gewesen, dass sie die dritte Flasche auch noch komplett geleert hatte.

Sie hatte ein bisschen über die Stränge geschlagen, na und? Es war niemand hier, der ihre Ausschweifungen hätte verurteilen können, Jörg war schon vor zweieinhalb Jahren ausgezogen. Nach Hannahs Verschwinden war die Ehe zerbröckelt wie vertrockneter Teig, und die Liebe von einst war ihnen abhanden gekommen, als hätte es sie nie gegeben, genau wie in dem Erich-Kästner-Gedicht.

Hastig warf sie die Beweise für ihren Alkoholexzess in

den Müll. Wie hieß es doch so schön: Aus den Augen, aus dem Sinn. Waren die Flaschen erst weg, konnte sie vor sich selbst so tun, als sei der gestrige Abend ganz normal verlaufen.

Ein schneller Blick zur Uhr belehrte sie, dass sie sich beeilen musste. Von Zwickau bis Schwarzenberg fuhr sie mindestens vierzig Minuten. Wenn es tatsächlich ungewöhnliche Dinge bei der aufgefundenen Toten gab, würde die Spurensicherung stundenlang arbeiten, ehe sie selbst die Leiche untersuchen durfte. Und trotzdem war sie gern so zeitig wie möglich am Fundort.

Maja unterdrückte ein Gähnen und goss kochendes Wasser in die Stabfilterkanne. Der starke Kaffee würde sie wieder auf Trab bringen. Dazu eine *Paracetamol* gegen die Kopfschmerzen. Vielleicht besser gleich zwei.

Auf der Fahrt würde sie dann ein paar Pfefferminzpastillen gegen den Mundgeruch lutschen, dann war alles wieder im Lot. Der Leichenfund und die damit verbundene Arbeit würden sie von ihren Erinnerungen ablenken.

»Totenschein, Skizzenblätter, Leichenschauprotokoll ...« Maja murmelte die Worte vor sich hin, während sie ihren Einsatzkoffer checkte. Nach jedem Gebrauch ergänzte sie zwar die Verbrauchsmaterialien, aber es schadete nichts, vor der Abfahrt noch einmal alles zu kontrollieren.

»... Gummihandschuhe, Einmalschutzanzug, Thermometer, Reflexhammer, Reizstromgerät, Taschenlampe, Fotoapparat.« Auch die Ampullen mit dem *Miochol* waren an Ort und Stelle. Allmählich beruhigte sich das Hämmern in Majas Kopf. Die beiden *Paracetamol* taten ihre Wirkung.

Vielleicht sollte sie Caspar mal wieder anrufen. Ab und an telefonierte sie mit dem Freund ihrer Tochter, einmal

im Vierteljahr gingen sie gemeinsam essen. Einfach nur, um die Erinnerungen nicht allzu sehr verblassen zu lassen. Caspar war seit Hannahs Verschwinden allein geblieben, hatte sich nicht neu verliebt. Wahrscheinlich vermisste er Hannah noch genauso wie sie selbst. Maja schüttelte heftig den Kopf. Sie musste diese Gedanken jetzt loswerden, ihr Augenmerk auf etwas anderes richten. Mit einem Klicken schnappten die Kofferschlösser ein.

Was mochte der Kripobeamte bloß mit »auffällige Besonderheiten« gemeint haben? War es »auffällig«, dass man eine Frauenleiche mitten auf dem Marktplatz gefunden hatte? In ihrer bisherigen Tätigkeit hatte es schon oft Leichen gegeben, die im Freien aufgefunden worden waren, mitten in einer Kleinstadt jedoch noch nie. Oder gab es noch andere Details, die man ihr am Telefon nicht hatte verraten wollen?

6

»Das muss aufhören!« Tommy erwachte von seinem Aufschrei. Das nass geschwitzte Bettzeug klebte an seinem Rücken, auf der Stirn trocknete der Schweiß. In den letzten Wochen hatten sich die Albträume verstärkt, kamen jetzt fast jede Nacht auf immer gleiche Weise wieder und quälten ihn. Er hatte es mit starken Schlafmitteln versucht und mit Alkohol, mit heißem Tee und opulentem Essen, mit autogenem Training und Sport bis zur völligen Erschöpfung. Nichts brachte ihm den ersehnten traumlosen Schlaf.

Der Traumfilm endete immer an der gleichen Stelle – er fühlte Grits Kopf zur Seite rollen und erkannte, dass sie tot war. Dann ließen ihn die eigenen Schreie aufwachen. Auf dem Heuboden hatte er nie geschrien. Es wäre auch nutzlos gewesen. Die Frau, die sich seine Mutter nannte, hätte ihn nicht gehört. Sie war längst weg.

Als man ihn und Grit drei Tage später gefunden hatte, war auch er dem Tode nahe gewesen. Tommy hatte keine Erinnerungen daran. Außer an gedämpftes Rufen und undeutliches Getrappel konnte er sich an gar nichts entsinnen. Nicht daran, wie einer der Nachbarn nach stundenlangem Suchen die Stiege zum Heuboden erklommen hatte, nicht an dessen Bestürzung, als er die beiden abgemagerten Kinderkörper in einer Ecke des Verschlages entdeckt hatte, nicht daran, wie der Mann ihn sanft auf seine Arme gebettet und zu den Frauen hinuntergebracht hatte, nicht an ihre verstör-

ten Gesichter und die Tränen, die lautlos aus ihren Augenwinkeln gerollt waren.

Sein Gedächtnis musste durch den Wasser- und Nahrungsmangel gelitten haben, es hatte nichts von dem gespeichert, was danach geschehen war, warum die Mutter fort war, was mit dem toten Körper seiner kleinen Schwester passiert war oder warum die Nachbarn überhaupt auf den Hof gekommen waren, um nach den Kindern zu sehen. Und auch später hatte niemand ihm ernsthaft darüber Auskunft geben können oder wollen, das meiste hatte er sich aus Andeutungen und belauschten Gesprächen selbst zusammenreimen müssen.

Die ersten unklaren Erinnerungen setzten erst viel später wieder ein, die gedächtnislose Zeit konnte Tage oder auch Wochen lang gewesen sein, über den verstrichenen Zeitraum fehlte Tommy ebenfalls die Vorstellung. Verwischte Fetzen überbelichteter Bilder tauchten ab und an aus dem Nebel auf und verschwanden ebenso schnell wieder: Ein weiches warmes Bett, weiße Wäsche, das besorgte Rund eines mütterlichen Mondgesichts, das über ihm schwebte, Schläuche, die in seinen Arm führten, leises Piepsen.

Die Stunden waren an ihm vorübergeglitten wie Schäfchenwolken über einen Sommerhimmel. Später hatte Tommy sich diese Zeit zurückgewünscht, das Fehlen von Schmerzen, Hunger und Durst, das Nichts-Denken-Müssen, die Leere.

Als Grits kleines Mausgesicht plötzlich direkt über ihm aufgetaucht war, hatte Tommy aufgeschrien. Die mondgesichtige Frau war hereingerannt gekommen und hatte ihm eine warme Handfläche auf die Stirn gelegt. Auf seine gestammelten Fragen nach seiner Schwester hatte sie ihm keine Antworten gegeben, sondern versucht, ihn mit nichtssagenden Sätzen zu beruhigen.

Niemand hatte ihm erzählt, was aus Grit geworden war, wer sie beerdigt hatte und wo sich ihr Grab befand. Auch später nicht. Er wusste erst seit wenigen Jahren, wo ihre Leiche begraben war.

Jeden Tag seines Lebens hatte Tommy darüber nachgedacht, ob er sie hätte retten können. Vielleicht, wenn er den Heuboden eher verlassen hätte, nicht schicksalsergeben auf die Rückkehr der Mutter gewartet hätte, wenn er sie hinuntergetragen, seine Kräfte zusammengenommen hätte und mit ihr zum Nachbarn gelaufen wäre, wenn er um Hilfe gerufen oder sie besser gewärmt hätte. All die Male vorher war es doch auch gut gegangen. Und nur, weil er dieses eine Mal nicht richtig achtgegeben hatte, war Grit von ihm gegangen. Die Dämonen der Nacht hatten sich ihrer in einem Moment seiner Schwäche bemächtigt, waren in sie hineingekrochen und hatten es sich in der Wärme des kleinen Körpers gemütlich gemacht; sie hatten sich von ihrem warmen Blut genährt, bis sie nur noch eine leblose Hülle gewesen war.

Als sein Körper sich erholt hatte, brachte man ihn aus dem Krankenhaus fort in ein Heim für elternlose Kinder. Er war nicht lange dort. Jüngere Kinder wurden gern genommen, die Pflegefamilien hielten die Kleinen wohl für formbarer als die Älteren.

Ein Paar holte ihn probeweise zu sich nach Hause, und als sie feststellten, dass er offenbar ihren Vorstellungen entsprach, behielten sie ihn. Zumindest hatte Tommy es so empfunden. Sie testeten seine Kompatibilität mit ihren eigenen drei Kindern und befanden ihn für geeignet.

Sicher hatten sie es gut gemeint. Barmherzige Samariter, dem Gedanken der Nächstenliebe verpflichtet.

Sie gaben sich alle Mühe mit ihm. Über Monate und Jahre hinweg. Aber ein zerbrochenes Gefäß kann man nicht

wieder ohne Makel zusammenfügen. Die geklebten Brüche waren wie wulstige Narben immer sichtbar, und an einigen Stellen waren winzige Stückchen herausgebrochen, die für immer verschwunden waren.

Als er älter geworden war, hatte er durchaus zu schätzen gewusst, was sie für ihn taten. Sie ernährten und kleideten ihn, gaben Geld für seine Bildung aus, versuchten stets, das Adoptivkind und die Stiefgeschwister gleich zu behandeln. Dass der Sohn aus dem Kinderheim anders war als ihre eigenen drei Kinder, konnte jeder sehen. Aber damit hatten sie sich abgefunden. Der liebe Gott würde sie für ihre gute Tat belohnen. Daran glaubten sie fest.

Tommy fröstelte, zog die Decke über den Körper und schloss die Augen. Vielleicht kam der Schlaf noch einmal zurück. Er würde sich die Bank am Waldrand vorstellen und das Flittchen, das dort mit ihren billigen roten Schuhen auf ihn wie auf einen Erlöser gewartet hatte.

Zuerst war sie den Berg hinaufgeschnauft wie ein asthmatisches Walross, das Stampfen ihrer Schritte hatte man wahrscheinlich bis Neuwelt gehört. Oben angekommen, hatte sie sich auf die Bank plumpsen lassen und fünf Minuten vor sich hin gekeucht. Dann hatten die Selbstgespräche angefangen.

Was sie aus einer mitgebrachten Plastiktüte nahm, hatte er nicht sehen können, weil ihm ihr massiger Rücken die Sicht versperrte, und als der Beutel kurz darauf über die Lehne nach hinten geflogen war, hatte er sich gerade noch einen erschrockenen Ausruf verkneifen können. Erst im Gehen war ihm der Beutel wieder eingefallen, und als er ihn aufgehoben und hineingeschaut hatte, war ein leises Lachen aus ihm herausgequollen wie ein kleiner Sturzbach. Turnschuhe! Sie war in ausgelatschten Tretern heraufgelaufen und hatte diese dann, um ihm zu gefallen, gegen diese lä-

cherlichen gelackten Püppchenschuhe getauscht. Das Ganze war so armselig!

Als er sich sicher gewesen war, dass sie ihm keine Falle stellte, dass niemand in ihrer Nähe war, der sie und ihn beobachten würde, hatte er beschlossen, sich ihr zu zeigen. Ein paar leise Schritte zurück und dann mit lautem Getrap-pel schnurstracks zur Bank. Nie würde er ihr Herumfahren und die Panik in ihren aufgerissenen Augen vergessen, als sein geflüstertes »Hallo, Süße!« ihren Nacken traf. Ein kurzer Kreischlaut entfuhr ihr. Das Erschrecken wich erst aus ihren Gesichtszügen, als er sich für sein Zuspätkommen entschuldigte.

Tommy grinste in die Dunkelheit. Der Schweiß war getrocknet, ihn fröstelte, und er zog die Decke wieder über den Körper.

Natürlich hatte er zuerst ein bisschen mit ihr gespielt. Es war schöner so. Aufregender, als sie gleich zu betäuben und mit der Arbeit zu beginnen. Das Wissen darum, dass die Schlampe keine Ahnung hatte, was gleich mit ihr geschehen würde, war erregend.

Außerdem sollte sie gefügig sein. Zumindest anfangs. Er hatte keine Lust, sie mit Gewalt und unter Geschrei zum Auto zu zerren. Deshalb war es angebracht, anfangs nett zu ihr zu sein. Genauso, wie die kleine dicke Jennifer es sich von ihrem Traumdate erhofft hatte.

Auf seine Frage, ob ihr kalt sei, hatte sie genickt und ihr Gesicht hatte einen dümmlich-seligen Ausdruck angenommen, als er ihr seine Jacke um die Schultern gelegt hatte. Alles lief wahrscheinlich exakt wie in ihren Träumen. Der mitgebrachte Sekt schließlich – ein Piccolo für ihn, einer für sie, schön süß, das mochten die Weiber – hatte den letzten Argwohn erstickt. Sie hatte mit ihm angestoßen und einen tiefen Zug genommen. Über alledem schien ihr nicht auf-

zufallen, dass ihr Traumpartner seinem Foto nicht sonderlich ähnlich sah. Aber sie selbst hatte bei ihrem Bild ja auch reichlich geschummelt.

Tommy fuhr mit der Zunge unter der Oberlippe entlang. Fast vermeinte er, einen Nachgeschmack des widerlichen Prickelwassers zu erspüren.

Ihr Gesichtsausdruck, als sie den Sekt im Mund herumwälzte – wie ein Frosch, der gerade die Augen geschlossen hatte –, hatte ihn angeekelt. Wahrscheinlich hatte sie gehofft, dass er sie jetzt küsste. Wie in den alten Schnulzen, die sie ganz sicher heimlich abends ansah, wenn ihre Kinder endlich schliefen.

Tommy unterdrückte den aufkeimenden Widerwillen. Jennifer würde nie mehr jemandem ihren Froschmund anbieten. Als er keine Anstalten machte, ihren Wunschvorstellungen nachzukommen, hatte sie die Augen wieder geöffnet, noch einmal mit ihm angestoßen und einen weiteren kräftigen Schluck genommen.

Ihre Augen waren dabei schon etwas glasig gewesen, und er hatte gewusst, dass er nun nicht mehr lange warten müssen.

Das Betäubungsmittel wirkte zwar nicht sofort, aber relativ schnell. Zuerst wurde man schläfrig und fühlte sich wie betrunken. Er hatte es wieder und wieder getestet, auch an sich selbst. Der Betreffende konnte mit Unterstützung noch gehen und wirkte lediglich etwas benommen. Im Kopf allerdings herrschte zu diesem Zeitpunkt schon Chaos.

Als er seiner kleinen Eroberung die Flasche wegnahm, hatte sie gekichert und dann etwas Unverständliches gelallt. An seinem Arm war sie bis zum Auto gewankt und hatte sich, inzwischen fast bewusstlos, auf dem Beifahrersitz festschnallen lassen. Die ganze Fahrt über hatte er einen Ständer gehabt.

Die Erinnerungen hatten sein aufgewühltes Gemüt beruhigt. Er würde jetzt gut schlafen können, dessen war sich Tommy sicher. All das, was er mit der Schlampe gemacht hatte: die umfangreichen Vorbereitungen, der eigentliche Akt, die aufwendige Nachsorge, hatten sich gelohnt. Sie gaben ihm Seelenfrieden. Tommy drehte sich mit einem Seufzen zur Seite und schob das Kissen unter dem Kopf zu einem Wulst zusammen. Er hoffte nur, dass die Wirkung nicht schon nach kurzer Zeit nachließ.

7

»In zweihundert Metern rechts abbiegen.« Maja schaute auf das Display des Navigationsgerätes. Zehn nach sechs an einem wunderbaren Frühlingmorgen. Ohne die herrische Frauenstimme hätte sie die Zufahrt zur Innenstadt von Schwarzenberg nie gefunden. Es war von zahlreichen verwinkelten Gässchen und Einbahnstraßen durchzogen. Sehr idyllisch das Ganze. Sie blinkte rechts und sah nach dem Abbiegen schon von Weitem den Menschaufmarsch vor dem rot-weißen Flatterband, das die Schutzpolizei gespannt hatte.

Entweder stand man in Schwarzenberg sehr zeitig auf, oder der Leichenfund hatte sich trotz der frühen Stunde schnell herumgesprochen. Oder beides. Sie bremste und hupte dann. Die Gaffer wichen nur unwillig zur Seite. Ein älterer Mann zeigte ihr einen Vogel. Maja lächelte und schüttelte leicht den Kopf. Einer der Polizisten, die den Fundort absicherten, erkannte sie und hob das Absperrband hoch, sodass sie durchfahren konnte.

Vor dem Ratskeller parkten mehrere Polizeifahrzeuge. Sie stellte ihren Mazda daneben, stieg aus und beobachtete den großen schlaksigen Mann, der sich ihr mit schnellen Schritten näherte. Seine braune Lederjacke sah aus, als stamme sie aus der Kleidersammlung.

Einen Meter vor ihr blieb er stehen. »Sie sind die Rechtsmedizinerin?« Nachdem sie bestätigend genickt hatte, trat er einen Schritt näher. »Preck.«

»Maja Heuberger.« Maja versuchte ein Lächeln, das sofort erstarb, als der Mann ihre Hand so heftig drückte, als wolle er sie zermalmen.

»Ich bin der zuständige Kriminaloberkommissar. Wir hatten bisher noch nicht das Vergnügen.« Er schien keine Antwort zu erwarten, sondern fuhr fort, während Maja unauffällig ihre malträtierten Finger massierte. Die meisten Kripoleute kannte Maja. Dieser hier war wahrscheinlich durch die Polizeireform in Sachsen neu hinzugekommen.

»Sie kennen ja das Prozedere, Frau Doktor. Die Spurensicherung hat noch zu tun. Inzwischen dürfen Sie einen ersten Blick auf die Leiche werfen, aber noch nichts anfassen. Der diensthabende Staatsanwalt ist auch noch nicht da.«

»Wie üblich. Dann lasse ich den Einsatzkoffer erst einmal im Auto.«

»Gut. Einen Schutzanzug haben Sie mit?«

»Sicher doch.« Noch einer, der sie für minderbemittelt hielt. Maja fuhr mit der Zunge über die obere Zahnreihe und tastete in ihrer Jackentasche nach der Schachtel mit den Pfefferminzbonbons. »Es handelt sich also um ein Tötungsdelikt.« Die Einmalanzüge wurden nur bei nicht natürlichen Todesfällen übergezogen, an »normalen Leichenfundorten« trugen die Rechtsmediziner ihre Zivilkleidung. Kriminaloberkommissar Preck schien eine Antwort nicht für nötig zu halten, sondern drehte sich auf dem Absatz um und marschierte den Berg hinab. Maja stellte dem Rücken des Mannes ihre nächste Frage. »Wo ist denn die Leiche? Der Beamte, der mich angerufen hat, sagte etwas von einer Eiche auf dem Unteren Markt.«

»Gleich um die Ecke. Kommen Sie einfach mit.«

Was für ein unfreundlicher Typ! Sie hatte endlich die Schachtel mit den Lutschpastillen aufbekommen und schob sich zwei Bonbons in den Mund. Womöglich traf sie noch